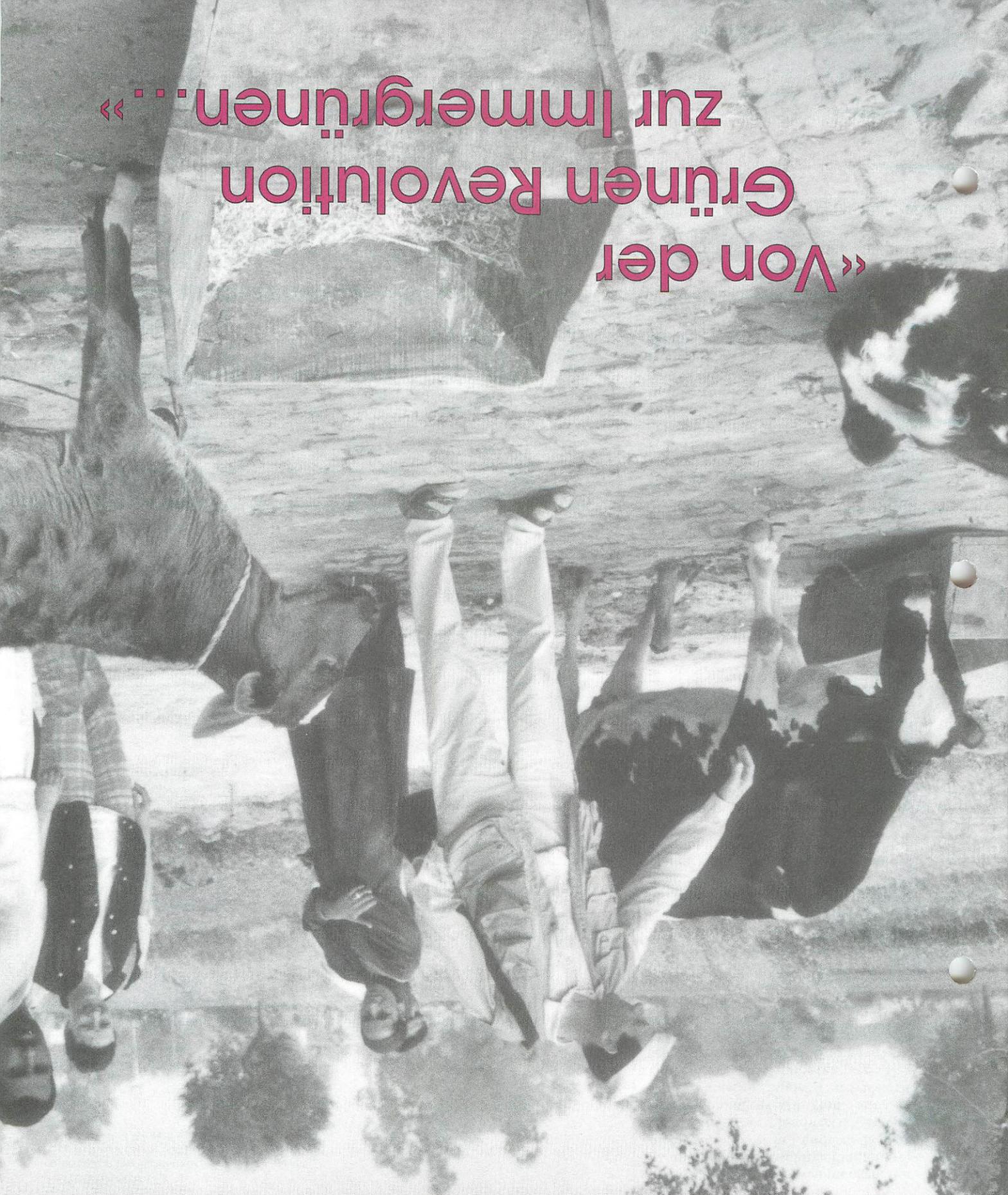


«Von der
Grünen Revolution
zur Immergrünen...»



53. Jahrgang

CAUX
Information

Zweimonatszeitschrift, herausgegeben
von der Moralischen Ausrüstung

Mai-Juli

5-7/01

In dieser Ausgabe

LANDWIRTSCHAFT

Im indischen Panchgani treffen sich Landwirte aus aller Welt zum Dialog und Erfahrungsaustausch 3-4
Eindrücke eines Westschweizers 4

MEDIEN

Auf Sarajewo folgt Denver (Colorado, USA): das 25. Treffen des Internationalen Medienforums ICF 5

PERSÖNLICH

Die junge lettische Berufsfrau und Mutter Inese Voika räumt mit Klischees über ihr seit zehn Jahren unabhängiges Land auf und engagiert sich im Kampf gegen die Korruption 6-7

EUROPÄER IN AKTION

Ein norwegischer Arzt nimmt unfaire Steuerabzüge unter Beschuss 8
Drei dänische Ehepaare auf Begegnungstournee in Rumänien 9

MRA-KONSULTATION

Die aktualisierte Beschreibung des ursprünglichen «Kerns der Sache» 10

PORTRÄT

Der niederländische Silberschmied Jan van Nouhuys hat erheblich dazu beigetragen, sein vom Aussterben bedrohtes Kunsthandwerk neu zu beleben 11-12

Jim Sharp aus Liverpool:

Beinahe-Alkoholismus und revolutionäre Erfindungen für die Druckindustrie 13

KULTURAUSTAUSSCH

Aborigines und Weisse aus Australien bringen Lieder und Erfahrungsberichte ins südliche Afrika und entdecken Neues 14-15

LIBANON

Mutiges Echo auf mutigen Schritt 16

Liebe Leserin, lieber Leser

Erdbeben, Überschwemmungen, Dürre, aber auch kurzsichtige Planung vernichten die Ernte in Ländern, die dringend auf ihre landwirtschaftlichen Produkte angewiesen sind, oder erschweren deren Export. Umstrukturierungen kosten Hunderten von Menschen ihre Arbeitsstelle. Durch korrupte Verbindungen und Machenschaften verschwindet Geld, das dringend für die Entwicklung eines Landes gebraucht würde. Trotz unerhörter Fortschritte in der medizinischen Forschung verbreitet sich die «neuartige Pest», die Aids-Epidemie, vielerorts mit furchterregender Geschwindigkeit. Wo viele vor kurzem noch auf dauerhafte bevorstehende Friedensabkommen hofften, explodiert die gewalttätige Auseinandersetzung unerwartet und heftig.

Die Pressekommentare über diese Ereignisse beinhalten fast ausnahmslos die Bemerkung, die Bevölkerung, die Einzelnen, die Politiker stünden diesen unkontrollierbaren Ereignissen und den daraus hervorgehenden Sachzwängen machtlos gegenüber.

Bei näherem Hinschauen sind es immer wieder engagierte, einfallsreiche Menschen, die schöpferische Initiativen ergreifen – auch unter schwierigsten Umständen. Gar nicht so machtlos und oft sogar unverhältnismässig wirksam werden solche Initiativen, wenn sie sich mit anderen, ähnlichen vernetzen und ihre Wirkung sich dadurch vervielfacht.

Einer Auswahl solcher Initiativen, von denen einige auch als Katalysatoren wirken, begegnen Sie auf den folgenden Seiten. Ihre Initianten haben Erfahrungen, Fragen und Anregungen in die Konferenzen von Caux eingebracht, über die Sie im beigelegten Jahresbericht unserer Trägerstiftung mehr erfahren können.

Einen guten Sommer wünscht Ihnen

Impressum

Redaktion

Marianne Spreng-von Orelli,
Verena Gautschi, Christoph Spreng

Administration und Redaktion

Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
Telefon 041-311 22 13, Fax 311 22 14
E-Mail: admin@caux.ch

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen

MRA Bücherdienst, Eggemann,
Obere Goethestrasse 102, D-45964 Gladbeck

Abonnement

Schweiz: Fr. 32.–, Deutschland: DM 42.–
übrige Länder: sFr. 37.–

Postcheckkonten

Schweiz: 60-27255-8,
CAUX-Information, 6002 Luzern
Deutschland:
2032-751 Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75,
CAUX-Information, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise

zweimonatlich

Druck

Brunner AG, Verlag · Print · PubliShop*,
6010 Kriens

Fotos

AusNB, Archiv, Danguy, DELNA, FaC, Sharp,
Spreng, WCC – Williams

Die CAUX-Information

berichtet über Initiativen, die

- ◆ Wunden der Geschichte heilen
- ◆ die moralische und geistige Dimension der Demokratie stärken
- ◆ den Einzelnen und die Familie fördern
- ◆ ethisches Engagement in Beruf und Unternehmen unterstützen
- ◆ Gemeinsinn und Hoffnung in den Städten beleben
- ◆ Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen schaffen

das Redaktionsteam

Dialog unter Landwirten

Den Hunger in der Welt bekämpfen – die Landwirtschaft in unsern Ländern aufwerten – den Landwirten ermöglichen, von ihrer Arbeit anständig zu leben – Qualität der Lebensmittel sichern und die Umwelt respektieren – über neue Funktionen der Landwirtschaft nachdenken: dies sind die Ziele der *Dialoge unter Landwirten*, die seit 1994 in der Schweiz, den USA und Polen stattfanden. Dieses Jahr trafen sich die Dialogteilnehmer im MRA-Konferenzzentrum *Asia Plateau* im Hochland des indischen Gliedstaates Maharashtra. Hier der Bericht eines englischen Teilnehmers:

Perfekt eingeleitet wurde der Dialog durch die programmatische Rede des international bekannten Pflanzengenetikers und Agrarexperten M.S. Swaminathan. Seinen Entscheid, 1982 den Posten als Generaldirektor des Internationalen Reis-Forschungsinstituts anzunehmen, beschrieb er so: «Es lockte mich, denn meine ganze Philosophie ist eigentlich die eines Ackermannes: Ich liebe es, in den Dörfern den Äckern nachzugehen. Wie für manche andere Agrarwissenschaftler bestand meine Stärke immer in einer sehr engen Beziehung zu den Bauern.»

Landwirtschaft sei hauptsächlich eine Lebensweise und ein Mittel zum Lebensunterhalt, meinte er und hob den grossen Anstieg der Getreide- und Milchproduktion hervor, der in den letzten dreissig Jahren dem Bevölkerungswachstum immer voraus gewesen sei. Die so genannte Grüne Revolution müsse jetzt abgelöst werden durch eine «Immergrüne Revolution», die dreierlei umfasse:

1. eine zufriedene landwirtschaftliche Familie,
2. ein nachhaltiges Landbausystem, das Fruchtwechsel und organische Methoden anwende, aber einen umsichtigen Gebrauch chemischer Mittel und des ganzen Potenzials biotechnischer Neuentdeckungen nicht ausschliesse,
3. nachhaltige Nahrungssicherung für eine noch immer wachsende Bevölkerung. Dies erfordere einen aktiveren Einsatz Indiens bei der Welthandelsorganisation WTO – indem Ländern eine Option verschafft werde, Importbeschränkungen einzuführen, wenn der Lebensunterhalt der Bevölkerung betroffen sei. «Unsere Ernährung mag gesichert sein, aber nicht unbedingt unser Lebensunterhalt.»

Vorausblickend, meinte Swaminathan, müsse sich Indien mit zwei seiner hauptsächlichsten Schwachstellen befassen: dem Bedarf an wirksamen Erweite-

rungsdiensten (durch die landwirtschaftlichen Universitäten) und an besseren Lager- und Vermarktungsmöglichkeiten (so genannte *Rural Go-downs*). Wissenschaftlich gesehen, seien die Aussichten glänzend, und «wo auch immer, ist die ländliche Bevölkerung aussergewöhnlich offen für Ideen». Zur Frage der geistigen Eigentumsrechte schlägt er vor, die Welt-ernährungsorganisation FAO, welche den Begriff der landwirtschaftlichen Rechte in Umlauf gebracht und unterstützt habe, sollte es übernehmen, eine vollständige Charta der Rechte von Farmern und Viehzüchtern zu erstellen.

Gemeinsam zupacken

Die Durchführung solcher Ideen veranschaulichte Deepak Mulick, der als Geschäftsführer der *Advanta Seeds India* für 5000 Saatgut-Hersteller und sieben Forschungsstationen verantwortlich zeichnet. Eine verbindliche Erklärung für Ehrlichkeit und Dienen trug der Firma einen

Preis für die Nachhaltigkeit ihrer Programme ein, was ganz im Geist des aktuellen Dialogs lag.

Vom anderen Ende des Spektrums aus berichtete Sever Peterson, ein Grossfarmer aus Minnesota, darüber, wie er und seine fünf Geschwister den Familienbetrieb bewirtschaften, mit Hilfe aller 16 Nichten und Neffen, die saisongemäss mitarbeiten. Doch sieht er wirtschaftlich keine echte Zukunft für die Landwirtschaft, obwohl seine Farm eine der erfolgreichsten in seinem Ort ist. Gewöhnliche Farmer fühlten sich entrechtet angesichts der massiven Konzentration des Agrargeschäftes, das die Washingtoner Politik beherrsche. Kann denn ein offenbar so fest etablierter Trend umgelenkt werden?

Solche Fragen liegen den Dialogteilnehmern am Herzen, und viele Probleme wurden erkundet. Ein französischer Landwirt schilderte die Zusammenarbeit: wie Maschinen gemeinsam benützt werden und wie jedesmal, wenn jemand krank ist, die Mitglieder seine Arbeit tun. Seine Ehefrau, für die das Dorfleben neu ist, berichtete von ihrer Mitarbeit in einem Kinderclub und einem Heim für Familien mit Schwierigkeiten. Jetzt kandidiert sie für den Gemeinderat.

Landwirtschaft und Politik

Shaileendra Mahato, ein Adivasi (indische Urbevölkerung) sprach, verstärkt



Indische Landwirtschaft zum Anfassen.

durch eine starke Delegation aus dem neuen Gliedstaat Dscharkand (neben Bihar), über die Entschlossenheit, diesen zu einem Muster für etwas Neues zu machen: «Ich schuf eine politische Partei und wurde vollzeitlicher Politiker, aber ich war voll Verbitterung. Die MRA lehrte mich, auf die innere Stimme zu hören. Mit meiner Frau hatte ich infolge meiner politischen Tätigkeit kein gutes Verhältnis. Ich bat sie um Verzeihung und ebenso meinen Rivalen – entgegen dem Wunsch meiner Anhänger. Wir taten uns zusammen und erreichten eine Primarschule für die Dorf-kinder, ein College für den Bezirk und eine Verbesserung der Farmen.»

Son Soubert, ein Mitglied des Verfassungsrates von Kambodscha, und zwei seiner Kollegen berichteten, wie dringend notwendig Hilfe für die kambodschanischen Bauern sei, die 85% der Bevölkerung ausmachen. Obwohl ihnen je 2 Hektar Land bei der Rückkehr nach dem Krieg versprochen worden waren, haben



Landwirte im Labor.

die meisten nie etwas erhalten. Die drei legten einen Aktionsplan für Kambodscha vor und erhoffen sich Unterstützung durch indische und französische Freunde sowie durch andere, die sie an dem Dialog getroffen haben.

Von frischer Hoffnung für Afrika sprachen Landwirte und Agronomen aus Tansania, Uganda und Madagaskar. «Dies

waren ermutigende Tage. Es sollte uns gelingen, unterstützenswerte Landwirtschaftsprogramme ins Leben zu rufen. Wir stehen in der Schuld von Millionen von Menschen, denen es nicht möglich war, an diesem internationalen Dialog teilzunehmen. Wir sollten die Regierungen beeinflussen, so dass sie bessere Politik entwerfen», meinte Robert Wangulu aus Uganda.

Überlegungen eines Waadtländer Landwirtes

Indien, Februar 2001: Kulturschock und starke Emotionen garantiert. Land der Gegensätze, wo 800 Mio. Hektar mit Hilfe von Ochsen und sehr wenig Traktoren gepflügt werden, aber wo in zwei oder drei Jahren gentechnisch veränderter Weizen und Reis angesät werden wird! Wasser, Elektrizität, Erziehung und Internet – beinahe für alle, aber noch immer weder Kanalisation noch Kläranlagen, und noch weniger die geringste Ahnung von Abfallverwertung in einer uralten Zivilisation, die von den Plastikbergen der Konsumgesellschaft erdrückt wird.

Ein liebenswertes, herzliches Volk, arbeitsam, voll Respekt dem Leben und der Schöpfung gegenüber, das auch grosse Gedankenfreiheit und Toleranz praktiziert, aber noch am Kastensystem festhält, im Widerspruch zum alten Sozialismus europäischen Stils.

Riesige öffentliche Bauarbeiten: asphaltierte Verbindungsstrassen, Eisenbahnnetze, Elektrifizierung, Bewässerungskanäle, grün-weiss-gelbe und bald immergrüne Revolution, moderne und freie Architektur dort, wo öffentliche

Mittel eingesetzt wurden – aber auch Elendsviertel und schmutzige Hütten-siedlungen, stinkende, ekelerregende Sümpfe am Saum von Dörfern und riesige Städte, die in den eigenen Schadstoffen zu ersticken drohen. Und doch bricht daraus ein leidenschaftlicher Überlebenswille hervor und lässt die konkrete Hoffnung aufkommen, aus all diesen Widersprüchen möge ein neues Zeitalter für die Menschheit herauswachsen, wo der Mensch seinen gebührenden Platz hat und wo der Wert des Lebens und der Landwirtschaft geschätzt werden wird.

Das Erlebnis bleibt auf jeden Fall unvergesslich. Es hilft uns in unsern Lebensentscheidungen, in der Wahl der Erziehung unserer Kinder und bestärkt uns in der Überzeugung, dass unser Beruf die Grundlage selbst unserer modernen Zivilisation ist und unsere Rolle weit über die Lebensmittelversorgung hinaus reicht. Wir, alle Landwirte der Welt gemeinsam, sind die eigentlichen Garanten des Friedens auf unserem Planeten.

*Claude-Alain Gebhard,
Vaux-sur-Morges*

Vor Ort

Nicht unerwähnt bleiben soll aber auch der unvergessliche Empfang, der uns 42 Gästen aus andern Ländern zuteil wurde, als wir vor Beginn des eigentlichen Dialogs verschiedene Dörfer besuchten. Als Erstes wurden wir im Bezirk Satara auf dem Hof von B.K. Jagdale willkommen geheissen, dessen gut 24 Hektar landwirtschaftlich genutzter Boden noch vor acht Jahren unfruchtbar, steinig und als unbebaubar abgeschrieben war. Jeder Besucher wurde eingeladen, zur Feier des Tages einen Chiku-Baum zu pflanzen: die Löcher waren schon im richtigen Abstand angelegt worden! Und trotz der Ablegenheit des Ortes rief ein tansanischer Landwirt aus, wie gerne er hier leben und das Land bebauen würde.

Eine Reihe von Besuchen in Barmati, dem Zentrum einer blühenden landwirtschaftlichen Gemeinde, gipfelten am folgenden Tag auf dem Saraf-Hof, wo Musik und Tanz auch noch während des ganzen Mittagessens geboten wurden und wir an der Einweihung eines Bio-Gaswerks teilnehmen konnten, dem der Dung von hundert Milchbüffeln als Rohstoff dient. Unsere Gastgeberin, Sangita Shah, hatte in ihrer Grussbotschaft geschrieben: «Die Moralische Aufrüstung hat in mir den Samen des Friedens für die Welt und der Entwicklung gesät, als ich an der internationalen Frauenkonferenz in Panchgani

Die Medien und die Weltgemeinschaft

Zu diesem Thema trafen sich Medienschaffende vom 17.–20. Mai in Denver, Colorado (USA), auf Einladung des Internationalen Medienforums (ICF). Es war die 25. Veranstaltung des Forums, das seit 1990 regelmässig zusammentritt. Anlässlich seiner letzten Tagung im September 2000 hatte es die *Charta von Sarajewo* verfasst (siehe www.icforum.org/), eine unparteiische ethische Messlatte für Medienschaffende.



Die Skyline von Denver und jene der Rocky Mountains.

In Denver kommentierte Professor Jay Rosen, Dekan der Journalismus-Abteilung an der *New York University*, diese Verpflichtung als «einzigen seriösen Versuch einer allgemein gültigen Erklärung der Medienverantwortung, analog der Allgemeinen Erklärung der Menschen-

rechte». Als Autor des Buches: *What are Journalists for?* (Journalisten wozu?) definierte Rosen die Rolle des Journalismus in der Zivilgesellschaft als «dritten Ort – jenen öffentlichen Bereich zwischen Staatsmacht und Privateigentum, wo Menschen ihren Weg als Bürger finden können, wo Demokratie funktionieren kann. [...] Wenn die Verfasser der Charta von Sarajewo es ernst meinen, dann sollen Medienschaffende nicht in allem neutral bleiben. Sie können sich dem Kampf um die Erhaltung der Zivilgesellschaft anschliessen. [...] Darum ging es in Sarajewo: für bestimmte Ideen aufstehen auf einem globalen öffentlichen Platz, den es noch nicht ganz gibt, aber den es geben könnte, wenn mehr Menschen aufstünden und ihre Ideen einbrächten.»

im Januar 2001 teilnahm (vgl. C.I. Nr. 3-4/00, die Red.). Für mich ist der heutige Anlass das Aufgehen der Saat.»

Noch ist es schwierig, die volle Auswirkung dieser gemeinsamen Tage zu erfassen. Aber von den hundert Landwirten aus so und so vielen Zentren in ganz Maharashtra trafen sich einige vor ihrer Abreise, um ihre Verpflichtung für neue und dauerhafte Zusammenarbeit auf Staatsebene festzuschreiben. Solche Initiativen vor Ort werden sich bestimmt im Laufe des kommenden Jahres vervielfachen.

Patrick Evans

rechte». Als Autor des Buches: *What are Journalists for?* (Journalisten wozu?) definierte Rosen die Rolle des Journalismus in der Zivilgesellschaft als «dritten Ort – jenen öffentlichen Bereich zwischen Staatsmacht und Privateigentum, wo Menschen ihren Weg als Bürger finden können, wo Demokratie funktionieren kann. [...] Wenn die Verfasser der Charta von Sarajewo es ernst meinen, dann sollen Medienschaffende nicht in allem neutral bleiben. Sie können sich dem Kampf um die Erhaltung der Zivilgesellschaft anschliessen. [...] Darum ging es in Sarajewo: für bestimmte Ideen aufstehen auf einem globalen öffentlichen Platz, den es noch nicht ganz gibt, aber den es geben könnte, wenn mehr Menschen aufstünden und ihre Ideen einbrächten.»

Schutzfunktion

Der frühere polnische Präsident Lech Walesa sandte eine Botschaft an die Tagung, worin er den Medien der Welt für ihre Rolle in den Geschehnissen vom August 1980 dankte. «Wären die Blitzlichter

der Kameras aller Welt vor zwanzig Jahren nicht auf die Werft von Gdansk gerichtet gewesen, dann hätte unser Streik sehr leicht unterdrückt werden können», erklärt der ehemalige Werftarbeiter und spätere Friedens-Nobelpreisträger und fährt fort: «Die Medienleute, die uns begleiteten, erfüllten nicht bloss ihre berufliche Pflicht. Sie taten, was ihr Herz ihnen als richtig diktierte. Für uns bedeutete ihr Bemühen einen Schutz und erlaubte es, der Gesellschaft die Wahrheit unzensuriert zu vermitteln.» Im Weiteren dankt Walesa den Reportern und Kameraleuten: «Auch Sie haben viel zu dem beigetragen, was vor zwanzig Jahren begann und die Welt verändert hat.»

Unter den Forumsteilnehmern befanden sich der Filmkritiker Michael Medved aus Hollywood sowie zwei der ehemaligen Geiseln von Beirut, Terry Andersen und Tom Sutherland, und auch der indische Autor Sanjoy Hazarika, der unter anderem als Korrespondent für die *New York Times* arbeitete.

Der katholische Erzbischof von Denver, Mgr. Charles Chaput, rief die Teilnehmenden auf, über ihren Auftrag nachzudenken, «eine Kultur zu fördern, die sich auf ehrliche, anständige und gerechte Werte gründet. [...] Eine solche Lebenskultur entspringt einer Kultur der Wahrheit: Daher sollten unsere Filme und Nachrichtenprogramme, unsere Musik, unser Fernsehen und Theater, unsere Kunst und Architektur – und sogar unser Gedächtnis und unsere Geschichte – Übungen im Suchen und Sagen der Wahrheit sein.»

Unterste Zeile

Patti Dennis, Nachrichtenchefin des KUSA-Fernsehsenders von Denver, analysierte ihre Rolle während und nach dem Massaker in der *Columbine High School* vor drei Jahren, als zwei Schüler zwölf andere erschossen, bevor sie sich selbst richteten. Frau Dennis umriss ihre Verantwortung und die ethischen Fragen, die im Zusammenhang mit solcher Berichterstattung standen.

Der Präsident des Welt-Zeitungsverbandes, Roger Parkinson, berichtete, immer mehr Zeitungen in öffentlichem Besitz würden von der «untersten Zeile» beherrscht, «wo die Wall Street das Sagen hat». Gewinnquoten von 25% und mehr würden erwartet. Doch verlören die Zeitungen auch Leser. Er rief das ICF auf, «zur Phase 2 überzugehen» – jenseits des Alarmschlagens über den Zustand der Medien –, sich auf einige wenige Ergebnisse zu konzentrieren sowie Partner und Verbündete zu finden, um an Schlagkraft zu gewinnen.

Michael Smith

Zehn Jahre eigenständig

Ich bin dreissig, mein Sohn Valters ist gut einjährig. Einige Minister unseres Landes grüssen mich jedesmal, wenn sich unsere Wege kreuzen, und als ich neulich zu einer MRA-Konsultation in die USA reiste, sagte eine Zollbeamtin lächelnd: «Ich kenne Sie, ich habe Sie in den Zeitungen gesehen.» Sie sprach mit russischem Akzent, und ich war erstaunt, dass sie mich kannte. Die in Lettland lebenden Russen beachten gewöhnlich die Politik nicht.

Vor zehn Jahren war ich im dritten Jahr meines Journalistikstudiums an der Universität von Lettland und gehörte zu den 150 000 Menschen, die in der Januarkälte eine Woche in den Strassen der Hauptstadt Riga ausharrten, um unseren Kampf um die Unabhängigkeit zu sichern. Es war die Zeit der so genannten «singenden Revolution». Wir bewachten unsere öffentlichen Bauten mit Gesang, nicht mit dem Gewehr. Zwei Jahre zuvor war ich eine von mehreren tausend Menschen aus Estland, Lettland und Litauen, die am 23. August 1989 eine 600 Kilometer lange Menschenkette bildeten. Es war der fünfzigste Jahrestag der Unterzeichnung jenes Paktes zwischen der Sowjetunion und Nazideutschland, der drei kleine, aber unabhängige Länder im Baltikum von der Weltkarte weggefegt hatte.

In den frühen 90er Jahren erschienen wir eine Zeit lang im Fernsehen mit unsern lebendigen Gesichtern, unsern singenden Kundgebungen – doch sogar das wurde unterbrochen durch andere Ereignisse, die für die Welt wichtiger waren: den US-Angriff auf den Irak und andere Krisen rund um die Erde. Es gab nur wenige Tote in unserem Freiheitskampf, der Nachrichtenwert war nicht gross.

In der heutigen Welt leiden wir noch immer unter dieser Anonymität. Die zehn Jahre waren für uns eine halbe Ewigkeit, doch nicht für jene, die uns neu entdecken müssen. Wenn wir ausser Landes reisen, sind wir bereit, Geduld zu zeigen, wenn jemand verständnislos fragt: «Wie? Lettland?» Wir können schon die Liste herunterleiern: «Latvia? Lettonie? Letonia?» Die EU bereitet sich darauf vor, innerhalb der nächsten 10 Jahre unsere Länder aufzunehmen. Werden die Europäer nicht einmal ihre Partner kennen?

Klischees und Wirklichkeit

Freilich sind oft jene, die unser Land nicht kennen, bessere Diskussionspartner als jene, die Zeitung lesen: «Aha, Sie kommen aus jenem Land, das Probleme

mit der russischen Minderheit hat.» – «Aha, Sie haben noch immer jene Kriegsverbrecher bei Ihnen ...»

Wer informiert – oder besser gesagt durch globale Medien falsch informiert – nach Riga kommt, ist erstaunt, eine glänzende europäische Stadt, eine alte Hansestadt anzutreffen. Riga, die grösste unter den baltischen Hauptstädten mit einer Million Einwohner, feiert dieses Jahr ihr 800-Jahr-Jubiläum und hat natürlich eine phantastische Altstadt, ein Opernhaus mit Weltklasse-Aufführungen, einen Dom mit der drittgrössten Orgel in Europa und eine sehr internationale Atmosphäre. Doch das ist alles, was viele Besucher sehen. Sie sehen nicht das übrige Land, wo die Menschen noch immer gegen das sowjetische Erbe kämpfen und hart arbeiten müssen. Sie sehen nicht die Vorstädte von Riga und anderer grosser Städte, wo russische Arbeiter, die ihren Platz in der Fabrik verloren haben, mehr und mehr vom öffentlichen Leben ausgegrenzt werden, da sie nie unsere Sprache gelernt und nie damit gerechnet haben, dass ihr Leben sich ändern könnte.

Zwei Welten

Bei meinem ersten Besuch in Caux 1992 wurde ich gebeten, über mein Land zu berichten. Ich erinnere mich noch gut! So sagte ich, ich könne nie irgendjemandem die Schuld für die Geschichte meines Landes geben. Denn in den 40er und 50er Jahren waren zwar wiederholt Mitglieder meiner Familie von der Sowjetmacht nach Sibirien verschickt worden, einzig weil sie gebildete Letten waren, doch hatten andere von ihnen höhere Posten in der kommunistischen Partei und unterstützten jenes Regime.

Hauptsächlich sprach ich jedoch über die Menschen, die heute in Lettland leben. Ich hatte das starke Gefühl, wir Letten seien verantwortlich für das, was in unserem Land geschehe, auch in Bezug auf die Russen, die sich mehr ausgebootet

vorkämen als wir und noch immer etwa 46% unserer Bevölkerung ausmachten.

Zwischen der Lettisch und Russisch sprechenden Bevölkerung hat sich seither fast nichts geändert: keine Strassenkämpfe, freundnachbarliche Beziehungen – und noch immer zwei Welten. Die Letten denken, alles sei in Ordnung und brauche einfach Zeit. Doch neuste Studien zeigen, dass immer weniger junge Russisch Sprechende darauf stolz sind, lettische Bürger zu sein, nämlich nur 46% (bei den Lettisch Sprechenden sind es 82%). Viele ihrer Schüler kämen von zu Hause mit einer massiv negativen Einstellung in den Unterricht, gestand die Lettischlehrerin einer russischen Schule in einem Fernsehinterview.

Vergangenes aufarbeiten

Können wir, sollen wir das Problem angehen? Schon 1992 fand ich, dass wir Letten, die nun das Land regierten, einen entscheidenden Fehler begangen hatten. Im Frühjahr 1991 entschied sich Lettlands Schicksal, indem 75% der Bevölkerung für Unabhängigkeit stimmten. Im Januar jenes Jahres standen wir gemeinsam auf den Barrikaden. Aber im August desselben Jahres beschlossen wir, jenen das Bürgerrecht nicht zu geben, die sich nach 1940, als die Sowjets kamen, in Lettland niedergelassen hatten. Es ist verständlich, dass wir um die Stabilität des Landes bangten, da die Volksgruppen etwa gleich stark waren. Ebenso leuchtet ein, dass die lettische Sprache einen guten Schubs nötig hatte, da sie, ersetzt durch das Russische, beinahe aus dem öffentlichen Leben verschwunden war.

Es gelang uns aber nicht, gute Beziehungen mit jenen aufrecht zu erhalten, die unter uns lebten, ohne Lettisch zu sprechen. Die Aufgabe, jenen gegenüber verantwortlich zu sein und Rechenschaft abzulegen, die in unserem Staat leben, ist äusserst schwierig, und offensichtlich haben wir sie nicht gut bewältigt.

Als kleinen Teil der weltweiten MRA-Arbeit starten wir in Lettland nun eine Initiative, um Letten und Russen einander näher zu bringen. Unser erster Anlass in diesem Jahr heisst «Lettisch-russisches Experiment»: 30 junge Leute werden zusammen zehn Tage verbringen, um voneinander zu lernen. Wir hoffen, es werde eine ernsthafte Bewegung daraus. Es ist zu hoffen, wir seien nicht die Einzigen, die dieses Problem angehen, obwohl die



Inese Voika in der Altstadt von Riga.

wenigsten in Lettland es als Problem erachten.

Neulich wurde ich in Richmond (USA) darin bestärkt, dass auch und vor allem verborgene Wunden geheilt werden müssen (vgl. C.I. 3-4/01, die Red.). Wenn in den USA versucht wird, die vergangenen 130 Jahre zu bewältigen, dann sollten wir Letten auf jeden Fall 10 und 60 Jahre in die Geschichte zurückschauen. Dies könnte dem zukünftigen Lettland helfen, ein besserer Ort zu werden, wo Menschen, die Seite an Seite leben, zusammenarbeiten und nicht bloss koexistieren.

Wort neu aktiviert

Während ich diese Idee der Beziehungen zwischen Volksgruppen schon lange mit mir trage, bin ich inzwischen auf eine weitere Gruppe gestossen, deren Bemühungen für unser Land im Allgemeinen so nötig sind. *Transparency International* (TI) ist eine internationale Organisation, die vor allem über die Verantwortung der Zivilgesellschaft angesichts der Korrup-

tion spricht. Aber als wir 1998 unsere lettische Sektion von TI gründeten, war uns klar, dass wir es tatsächlich mit Werten zu tun haben, die im Denken und im Alltagsleben der Menschen vorhanden sind, und dass auch das Land so regiert wird.

Es überrascht nicht, dass wir bei der Übersetzung des Begriffes *Integrität* (der Eckstein der Tätigkeit von TI) auf ein altes Wort zurückgreifen mussten, das während der ganzen sowjetischen Periode, also über 60 Jahre lang, nicht mehr öffentlich gebraucht worden war! Und wir versuchen auch der Öffentlichkeit zu zeigen, dass Menschen von der Basis etwas zusammen tun können. Wir wollen wegkommen von der «Küchendemokratie», die während der Sowjetzeit so verbreitet war: bloss zu Hause in der Küche durfte man etwas sagen; zugleich stellte man irgendwelche Forderungen an die Regierung – aber immer nur in der Küche und voller Vorwürfe.

In unsern drei Jahren Arbeit ist die TI Lettlands wichtigste Nichtregierungsor-

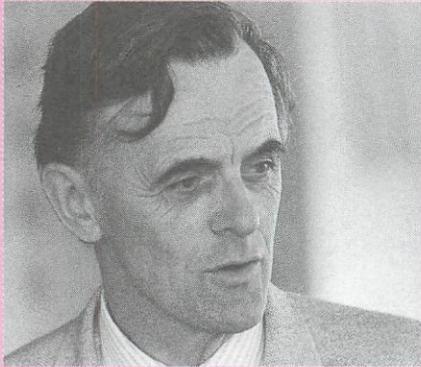
ganisation geworden, weil wir wagten, es mit Leuten in der Politik aufzunehmen. Wir überwachten den wichtigsten Sektor, der die Menschen zur Macht heranzieht: Privatisierung und Finanzierung politischer Parteien. Diese Tätigkeit verhalf uns zu dem schwierigen Bekanntheitsgrad, den ich anfangs erwähnte. Nun können wir eine breitere Öffentlichkeit ansprechen. Ohne die Werte, welche die MRA in jede menschliche Tätigkeit einbringt, wären wir nicht imstande, unsere Integrität zu wahren.

Was immer wir tun: einzig inneres Horchen und moralische Werte werden uns helfen, die wir in den frühen Neunzigerjahren begonnen haben und nun diese für jüngere Menschen so untypische Verantwortung tragen – als Präsidenten, Direktorinnen, Minister, Parlamentsabgeordnete. Jetzt sind wir nicht mehr nur für uns selbst verantwortlich, sondern auch für unsere Kinder: die Generation 2000.

Inese Voika

Nein zu steuerfreien Schmiergeldern

Als Sturla Johnson entdeckte, dass Bestechung im norwegischen Steuersystem abzugsberechtigt war, sagte er sich, er müsse etwas tun. Er berichtet:



Der Arzt Sturla Johnson.

Bis 1980 wurde in den skandinavischen Ländern nicht viel über Korruption gesprochen. Gelegentlich gab es Berichte wie z.B. über den Bofors-Skandal, wo ein schwedischer Waffenfabrikant um die 200 Mio. US-Dollar bezahlte, um Verträge in Indien zu bekommen. Die meisten dachten jedoch, Korruption sei etwas, was in andern Teilen der Welt passiere, und Skandinaviens Hände seien ziemlich sauber. Während des Höhepunkts der Ölförderung in der Nordsee in den 80er Jahren kamen erste Fälle von Bestechungsgeldern durch norwegische Exporteure ans Tageslicht. Ein Geschäftsführer in der staatlichen norwegischen Ölgesellschaft wurde verurteilt, nachdem er von einem deutschen Stahlrohrfabrikanten Schmiergelder angenommen hatte.

1988 berichtete die Presse, die norwegischen Behörden gewährten Steuerabzüge auf Schmiergeldern, die von norwegischen Firmen in Entwicklungsländern gezahlt worden seien. Die Begründung war, dass in einigen Ländern Bestechung «unvermeidlich» und «Teil der Kultur» sei und dass also Zahlungen zum Erlangen von Verträgen zu den regulären Ausgaben gerechnet werden sollten. Diese Information machte mich richtig wütend, und ich weiss noch, wie ich dachte: «Das geht zu weit. Ich muss etwas tun!» Ich schrieb dem norwegischen Finanzminister einen heftigen Protestbrief. Vier meiner Freunde, die wie ich in Entwicklungsländern gearbeitet hatten, unterschrieben mit. Wir erklärten, Bestechung sei total

unannehmbar, und sie bei den Steuern als abzugsberechtigt zu erklären bedeute, eine unmoralische und schädliche Praxis gutzuheissen. Der Minister antwortete, er werde die Sache untersuchen.

Als Einziger dagegen

Ohne dass ich es wusste, veranstaltete genau zu jener Zeit das norwegische Staatsfernsehen NRK ein Podiumsgespräch über Bestechung und suchte einen Teilnehmer, der sich dagegen äussern würde. Das Finanzministerium gab ihnen meinen Namen, und sie setzten sich mit mir in Verbindung. Ich erklärte mich einverstanden und schlug vor, es solle auch noch jemand aus Afrika an dem Programm teilnehmen. Die Regie veranlasste ein Interview mit einem nigerianischen Freund von mir, der gerade in Oslo zu Besuch war, und dieses Interview wurde als Teil des einstündigen Programms ausgestrahlt.

Das Podium bestand aus dem obersten Steuerschätzer, vier prominenten Geschäftsleuten, einem Politiker und mir selbst. Das Programm legte einige schockierende Haltungen und Geschäftspraktiken offen, und ich war beinahe der Einzige, der Bestechung ablehnte. In den folgenden Tagen herrschte ein grosses Medieninteresse, und die Sache wurde als parlamentarische Anfrage an den Finanzminister aufgegriffen. Einige Wochen danach verkündete er, dass er die Steuerabzüge von Schmiergeldern abschaffe; zwei Jahre später wurde dies gesetzlich besiegelt. Dänemark führte 1998 eine ähnliche Gesetzgebung ein.

Bestechung unter Beschuss

1993 bat die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung OECD ihre Mitgliedstaaten, die Steuerabzüge für Bestechungsgelder zu stoppen; dasselbe empfahl auch ein Arbeitskomitee der EU. 1999 erklärte ein OECD-Kongress die Bestechung zur strafbaren Handlung, und auch vom Europarat wurde sie verboten. Amerikanische Firmen müssen seit 20 Jahren mit Strafverfolgung rechnen, wenn sie im Ausland Bestechungsgelder zahlen.

Die Weltbank hat sich dem Kampf ebenfalls angeschlossen. In ihrem «Weltentwicklungsbericht» von 1997 kam sie zum Schluss, dass die Entwicklung armer Länder durch Korruption blockiert wird.

Zum Beispiel, schreibt der Bericht, mache Korruption die Rechtsprechung unvorhersagbar, leite die Anstellungspraxis in Richtung persönlicher Verbindungen statt Eignung und verdrehe politische Entscheide. Transparency International (TI), eine 1993 in Deutschland gegründete Nichtregierungsorganisation, hat heute Sektionen in einer wachsenden Anzahl Länder (vgl. S.7, die Red.) und beobachtet die Korruption weltweit genau. 1999 verkündete die norwegische Ministerin für Entwicklung und Menschenrechte, Hilde Fraford Johnson, ihre Regierung wolle eng mit TI zusammenarbeiten, und norwegische Entwicklungshilfe werde in Zukunft an die Bedingung geknüpft sein, dass die empfangenden Länder die Korruption wirksam angehen. «Korruption ist eines der gefährlichsten Hindernisse für Entwicklung», sagte sie.

Aus eigener Praxis

Gesetze und Übereinkommen sind wichtig, aber nicht genug, glaube ich. Jeder und jede von uns kann in Situationen geraten, wo Gefahr besteht, sich kaufen zu lassen. So bot mir zum Beispiel ein Computerhändler beim Verlassen meines Büros ein Softwaregeschenk an. Ich war versucht, es anzunehmen, denn ich hätte es für meinen Computer sehr nötig gehabt. Doch schliesslich lehnte ich ab. Der Mann hatte gehofft, den Angestellten in meiner Abteilung PCs verkaufen zu können. Indem ich Nein sagte, hatte ich freie Hand, jenen Anbieter zu wählen, der uns die beste Offerte gab.

Als Arzt bin ich mir bewusst, dass zeitweise die Beziehung zwischen meiner Berufsgruppe und der Pharmaindustrie zu eng war. Diese übernimmt die Schirmherrschaft für medizinische Kongresse, die für uns Ärzte wichtig sind. Andererseits beeinflusst die Wahl der Medikamente, die wir unsern Patienten verschreiben, die Gewinne der Industrie. Diese hat versucht, uns zu beeinflussen, indem sie uns Reisen, teure Essen und Bücher anbot, und wir haben dankend angenommen.

1998 trafen sich der Norwegische Ärztenverband und die Pharmaindustrie, um die Dinge zu bereinigen. Gewisse zweifelhafte Praktiken wurden gestoppt, und die Dinge spielen sich jetzt im Offenen ab. Wenn heute die Pharmaindustrie Einladungen für Vorträge und Seminare verschickt, listet ein Begleitschreiben genau auf, was inbegriffen ist und was nicht.

Mafia-Methoden oder neue Chancen

«In der normalen Welt gibt es Spielregeln. In der dunklen Welt der Mafia gibt es überhaupt keine Regeln. Dort ist man nur auf eines aus: auf Geld. Dort gibt es aber auch beinahe unbegrenzte Möglichkeiten, dieses Ziel zu erreichen. Die Mafia ist ein böse Macht. Unsere einzige Chance, Korruption und Kriminalität zu bekämpfen, ist die Charakterbildung immer wieder neuer Menschen. Sonst kommt es über kurz oder lang zur Katastrophe. Wir möchten verhindern, dass Rumänien in eine ähnliche Situation ableitet wie Russland, wo die Mafia ihre Macht bereits ausbreiten konnte.»

So beschreibt Ilie Botos die Kampagne, in der er und seine Kollegen sich engagieren. Als Untersuchungsrichter ist er für die Bekämpfung von Mafiagewalt und -terror im Distrikt Cluj in der rumänischen Provinz Transsilvanien zuständig. Botos ist auch Dozent für Rechtswissenschaft an der Bogdan Voda-Universität in Cluj und in der Industriestadt Baia Mare. In den letzten Monaten hatte er die Verhaftung einiger massgeblicher Persönlichkeiten angeordnet, unter ihnen auch Mitarbeiter der Geheimpolizei. Er und seine Familie hatten mehrmals Morddrohungen erhalten, die ihn von seinem

Bemühen abbringen sollten, die Wurzeln jenes Übels anzugehen, das mehr als alles andere die Entwicklung Rumäniens gefährdet.

Im Rahmen dieser Kampagne hatte Botos uns drei dänische Ehepaare eingeladen, an vier transsilvanischen Universitäten Vorträge über verschiedene Aspekte der Demokratie zu halten. Zu den Themen gehörten ein Vergleich des Kriminalrechts der beiden Länder, die Rechte der Frauen, die Erziehung zu demokratischem Verhalten und die Medienfreiheit.

Mit Einladender war auch der ehemalige oberste Staatsanwalt Augustin Lazar, heute Dozent an der Universität von Alba Iulia. In seinem Dankesvotum nach dem Vortrag eines der dänischen Gäste meinte er: «Sie haben uns wieder zu unseren christlichen Wurzeln geführt. Sie haben aufgezeigt, wie ein kleines Volk seine Zukunft gestalten kann. Seit meinen Besuchen in Caux und bei Ihnen in Dänemark habe ich meinen Studenten immer wieder berichtet, ethische Grundwerte seien in den Nachkriegsjahren zu einer Art Marshallplan für die dänische Gesellschaft geworden.»

Initiativen der Veränderung: damals und heute

Das kleine Handbuch des erwähnten Referenten, «Initiativen der Veränderung in Dänemark von 1938 bis 1955», das den Einfluss der Ideen der Moralischen Aufklärung auf die dänische Gesellschaft der

Nachkriegsjahre beschreibt, wurde vor kurzem ins Rumänische übersetzt und unter den Studenten und Dozierenden der vier Universitäten verteilt.

Der Dekan der Rechtsfakultät an der Bogdan Voda-Universität in Baia Mare meinte, es sei ihm aufgefallen, wie die Studenten die Ideen der Vortragenden richtiggehend aufsaugten. Er sei sehr ermutigt, besonders deshalb, weil er in seinen Vorlesungen dieselben, im christlichen Glauben verwurzelten Richtlinien zu vermitteln trachte. Er hoffe, aus den Begegnungen könne ein Dialog wachsen.

Der Rektor der Universität von Alba Iulia zeigte sich erfreut über den Anklang der Gastvorlesungen und über die lebhaften Fragen, welche die Studierenden stellten.

Erwartungsvoll und grosszügig

Der Generalsekretär der Präfektur von Maramures, Stefan Gönczi, und andere Mitglieder der Regionalbehörde sprachen auf die Überzeugung der dänischen Besucher an, dass Rumänien – ob EU-Mitglied oder nicht – eine wichtige Aufgabe in Europa zu erfüllen habe. Einer der Gäste meinte, einst habe das Land feindliche Überfälle von aussen abgewehrt; heute könnte es die Irrlehre abwenden, dass Geld alles vermöge und nur jene ein befriedigendes Leben führen könnten, die viel Geld besäßen. Gönczi bat die Dänen, ihren Landsleuten und den Nachbarn auszurichten, dass Rumänien sich bemühe, seine Gesellschaft neu zu gestalten, und dass das rumänische Volk in seinem Herzen zu Europa gehören möchte.

Die Offenheit und das Interesse unserer transsilvanischen Gastgeber berührte uns. So hatten zum Beispiel die Dozierenden der einen Universität Geld gesammelt, um den Hotelaufenthalt unserer Gruppe zu bezahlen und uns zu einem festlichen Abendessen einzuladen. Der private «Fernsehkanal 7» übertrug ein Live-Interview mit den dänischen Gästen in einer Talkshow, und später auch das Lokalfernsehen in Alba Iulia.

Im Rückblick auf unsern Besuch erscheint uns Rumänien als Land mit unermesslichen Möglichkeiten, das aber intensiv um seine Würde und Integrität ringt.



Die Stadt Cluj (Klausenburg) in Rumänien.

Knud Simon Christensen

Das Wesentliche gemeinsam erarbeiten



Vom 4. bis 12. März 2001 fand in Richmond (Virginia) eine internationale Konsultation von vierzig Vertretern der verschiedenen Initiativen und Programme der Moralischen Aufrüstung weltweit statt. Diese Form des jährlichen grenzüberschreitenden Auswertens und der Koordination wird seit 1989 abwechselungsweise auf je einem andern Kontinent abgehalten. Diese Tage ermöglichen einen offenen Gedankenaustausch, gemeinsames Arbeiten an Projektvorschlägen und ein sorgfältiges Abstimmen der grundsätzlichen Anliegen mit Rücksicht auf die recht verschiedene kulturelle, religiöse und soziale Herkunft der Teilnehmenden.

Auf der diesjährigen Tagesordnung stand unter anderem eine aktualisierte Formulierung der wesentlichen Aussagen der von Frank Buchman gegründeten Bewegung. Die in Gruppen erarbeitete Analyse und die vorgeschlagenen Richtlinien wurden zusammengetragen und von den

Konsultationsteilnehmern in der folgenden Fassung weitergegeben:

Als offene internationale Gemeinschaft von Menschen aller Kulturen, Nationalitäten, Religionen und Weltanschauungen erklären wir:

- dass in diesem Zeitalter der Globalisierung *Einzelne wirksame Träger eines positiven Wandels* in der Gesellschaft sein können.
- dass in einem Zeitalter der erschlagenden Informationsflut *das Hören in der Stille* – auf Gott, auf die innere Stimme oder das Gewissen – *eine wesentliche Quelle* für innere Freiheit, Unterscheidungsfähigkeit und Orientierung ist.
- dass in einem Zeitalter hoher Anforderungen an den Einzelnen sowie permanenten Zeitmangels *persönliche und weltweite Veränderung mit fortwährender Vertiefung der Selbsterkenntnis beginnt*.
- dass in einer Welt, in der Werte immer mehr relativiert werden, *das eigene Verhalten an den Werten Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe gemessen werden kann*.
- dass in einer Zeit, in der scheinbar nur Profit und greifbare Ergebnisse zählen, *aufrichtige Zuwendung zum Nächsten den Kern aller Bemühungen um dauerhafte Veränderung* in der Welt bilden muss.
- dass in einer Zeit ethnischer Spannungen *jeder Mensch* mit seiner eigenen Lebensgeschichte und seinem Beitrag zu dieser Welt *gewürdigt und als gleichwertig anerkannt werden muss*.
- dass in dieser Zeit der nicht enden wollenden Spirale des Hasses und der Rache *Eingestehen des Unrechts, Vergebung und Wiedergutmachung Mittel und Wege zur Befreiung der Menschen und zur Heilung der Vergangenheit sind*.
- dass in einer Gesellschaft, die zu vor-eiliger Schuldzuweisung neigt, *aufrichtige Gespräche bewirken, dass sich Menschen über historische Schranken hinweg zu gemeinsamem Handeln finden können*.
- dass in einer von Spaltung und Selbstsucht gekennzeichneten Welt *Gemeinschaften engagierter Menschen die Richtung zu einer gerechteren und mitfühlenden Gesellschaft weisen können*.

Ausflug ins historische Richmond.

Jan van Nouhuys, Silberschmied

Jan van Nouhuys ist einer der bedeutenden Silberschmiede der Niederlande; seine Arbeiten sind im berühmten Londoner *Victoria and Albert Museum* ausgestellt. Hätten jedoch er und seine Frau vor 15 Jahren den Rat ihres Buchhalters befolgt, gäbe es heute in seinem Land ziemlich sicher überhaupt keine Silberschmiede, die zeitgenössische Formen produzieren.

1991 beauftragte ihn die niederländische Regierung, dreissig Becher herzustellen, die den Teilnehmern am *Maastichter Gipfel* über die Zukunft der EG als Geschenk übergeben wurden. Als Nouhuys im Frühjahr 1999 zum ersten Mal in London an der *Olympia Kunst- und Antiquitätenmesse* ausstellte, schrieb die Kunstkritikerin *Karen Falconer* im *Independent*, seine Werke gälten als mögliche Antiquitäten der Zukunft. «In einem Gebiet, wo das Überladene zur Geschichte gehört», schreibt sie, «ist sein Silber modern und basiert auf Geometrie.» Sie zitiert den Bibliothekar der *Goldsmiths' Hall*, der sagt, das Werk von Nouhuys verweise die Grenze zwischen Modern und Klassisch: «Er ist von beiden Seiten akzeptabel, da er in Bezug auf Funktion und Gegenstand nach überlieferten Ideen der Silberschmiedekunst geht. Sein Werk hat jedoch eine gefällige, weiche Art und ist weniger eckig als das einiger unserer britischen Schnitkant-Modernisten.»

Nouhuys lernte einige seiner Fertigkeiten bei den Londoner Silberschmieden *Wackely & Wheeler*, und er meint, von den konventionellen Arbeiten, die er dort ausführte, lasse sich eine klare Linie zu seinen jüngeren modernistischen Stücken ziehen.

Berufswahl

Jan van Nouhuys hatte nicht von allem Anfang an die Absicht, Silberschmied zu werden. 1949 in *Amersfoort* als Sohn eines Ingenieurs geboren, ging sein Wunsch in Richtung Lehrberuf und Schauspiel (er ist denn auch überzeugend als *Amateur-Clown* aufgetreten). Da ihm die notwendigen Voraussetzungen fehlten, versuchte er, von Gott eine Richtlinie zu erhalten – eine Idee, die ihn «absolut fasziniert hatte», als er mit der *MRA* in Kontakt kam. «Es kam ein einfacher Gedanke: Warum nicht die Hochschule für Gold- und Silberschmiede?» Also verbrachte er drei Jahre in der Schmuckabteilung der Hochschule in *Schoonhoven*, einer historischen Stadt am Rheinufer, von alters her als niederländische Hauptstadt der Silberkunst bekannt.

Es folgten drei schwierige Jahre mit Schmuckreparaturen in einem Geschäft in *Den Haag* – schwierig deshalb, «weil mir die Arbeit gefiel, aber ich sie nicht bis an mein Lebensende tun wollte. Ich kam mir vor wie in einer Falle.» Als er einmal aus Verzweiflung betete, meinte er eine sanfte Stimme zu hören, die ihm sagte: «Sei ruhig, der du's alleine schaffen willst. Mach nur das Beste aus deinen Begabungen!» Dies leuchtete ihm ein. Er fühlte sich im Frieden, und ab da war er seiner Berufung gewiss, auch unter schwierigen Umständen.

Im Jahr darauf ging van Nouhuys nach London, um seine Erfahrungen zu erweitern. Dort entdeckte er seine Liebe zur Silberschmiedekunst. Die Arbeit wiederholte sich ständig, indem von jedem Entwurf viele Muster gefertigt wurden. Doch er erlernte neue Techniken und rasches Arbeiten und gewann auch Selbstvertrauen durch die Art, in der sein Meister und Arbeitgeber seine Arbeit würdigte.

Schwieriger Start

1975 kehrte er in die Niederlande zurück; im selben Jahr verlobte er sich mit *Anneke de Pous*. Zusammen beschlossen sie, er solle in *Den Haag* ein Atelier eröffnen. Mit seiner Ausbildung und der damaligen Massenarbeitslosigkeit schien dies der einzige Weg mit Zukunft.

Nur wenige Tage später wurde van Nouhuys eine Vollzeitstelle als Goldschmiedelehrer angeboten (dieses Handwerk sei von dem des Silberschmieds so verschieden wie das eines Klempners von jenem eines Zahnarztes, meint er). «Wir hatten das Gefühl, wir sollten das Angebot ausschlagen und dem Atelier eine Chance geben», sagt *Anneke*.

Es war ein riskantes Unternehmen. Ein Silberschmied benötigt eine grosse Werkstatt mit vielen schwer erhältlichen Werkzeugen, Ambossen und Maschinen. Das Rohmaterial ist teuer. Mit einem grossen Bankkredit und hohen Ausgaben war es ein Kampf, sich über Wasser zu halten. «Jan pflegte mit dem Rad den Juwelierlä-

den nachzufahren und um Aufträge zu fragen», erinnert sich *Anneke*. «Er begann antikes Silber zu reparieren. Fragte ihn ein Juwelier, ob er eine Arbeit ausführen könne, sagte er immer ja, selbst wenn er keine Ahnung hatte, wie er es angehen sollte.»

Bei flauem Reparaturbetrieb entwarf und fertigte van Nouhuys seine eigenen Stücke; allerdings verkauften sie sich nicht. Die Kundschaft war noch nicht bereit dafür. Die Tatsache, dass seine persönlich entworfenen und daher teureren Werke zwischen konventionellem Silber in Juwelierläden ausgestellt wurden, war nicht hilfreich.

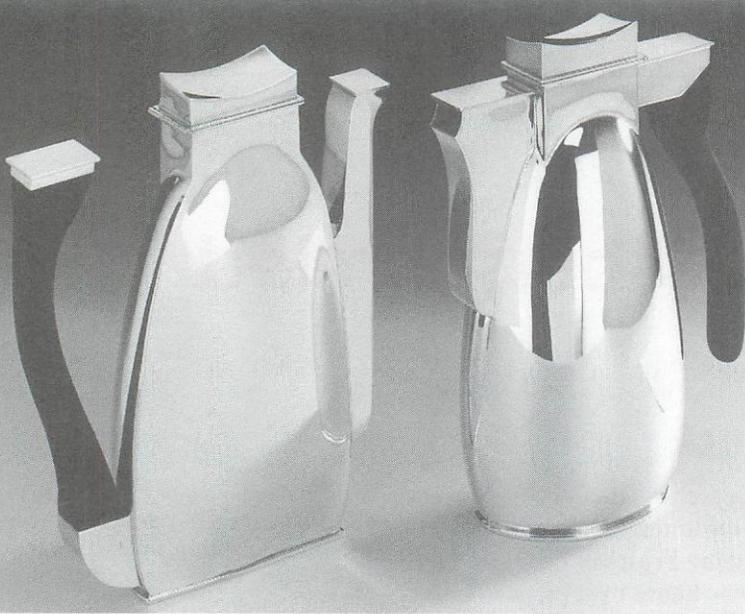
Schluss?

1978 bat ihn die Hochschule in *Schoonhoven*, an zwei Tagen in der Woche für erkrankte Silberschmiede-Lehrer einzuspringen. Diesmal sagte er zu.

1987 hatte er das Glück, eine Hirnhautentzündung zu überstehen. Dies bewegte die Familie dazu, nach *Schoonhoven* umzuziehen. «Es war ein grosses Risiko», erklärt *Anneke*, «denn es hiess, uns vom Grossteil von Jans Arbeit in *Den Haag* zu trennen. Wir hatten einige sehr magere Jahre.» Sie überlegte sich, ob sie selber einen Job annehmen sollte, entschied sich aber dagegen wegen ihrer drei Söhne und ihrer Rolle als Jans Unterstützerin – sowohl praktisch (sie besorgt das meiste der administrativen Arbeit) als auch emotional.



«Ideen sichtbar machen»: Jan van Nouhuys



Ein «Silberpaar» aus van Nouhuys' Atelier.

Zwischen den Unterrichtsstunden hatte van Nouhuys reichlich Zeit, in seiner Werkstatt, die er im Gebäude einer ehemaligen Telefonzentrale eingerichtet hatte, seine eigenen Entwürfe auszuführen.

Auf die Frage, ob er je an seiner Berufung gezweifelt habe, antwortet er einfach: «Nein.» Wie stehts mit seiner Frau? «Ich hatte nie Zweifel, weil ich glaubte, dass Jan schöne Dinge macht», antwortet sie.

Aber ihr Geschäft blieb in einem prekären Zustand, auch deshalb, weil das Steuersystem sogar unverkaufte Produkte belastete. Als der Buchhalter ihnen riet, das Geschäft zu schliessen, war Jan «schockiert und frustriert. Wie gelähmt stieg ich in mein Zimmer hinauf. Dann ruhte ich mich etwas aus und der Gedanke kam: Mach weiter, mach weiter, mach weiter!»

Silber in Bewegung

Ein Durchbruch geschah 1988, als ein Antiksilberhändler aus Den Haag meinte, er könnte einen Krug aus van Nouhuys' Werkstatt verkaufen. «Was wollen Sie dafür?», fragte er. Van Nouhuys nannte einen Preis, der Anneke sehr hoch erschien. «Sie sollten das Doppelte verlangen», sagte darauf der Händler. Später rief er an: «Er ist verkauft ... an mich selbst!»

Die van Nouhuys begannen auf Kunstmesse auszustellen, da es keine Galerien gab, die zeitgenössisches Silber verkauften. Langsam, aber sicher begannen die Leute die Werke als Kunst zu würdigen, nicht bloss als zweckdienliches Silberzeug – obwohl er betont, Zweckdienlichkeit bilde die vierte Dimension seiner Arbeit. «Achtzig Prozent meiner Käufer hatten nichts mit Silber zu tun», erklärt er. «Sie interessierten sich für Kunst.»

Schrittweise baute er sich eine Kundschaft auf – soweit, dass er neulich eine Einladung ablehnte, in New York auszustellen, weil er einer höheren Nachfrage nicht hätte gerecht werden können.

Es wurde van Nouhuys klar, dass unter den Studienabgängern in Schoonhoven

niemand Silberschmied wurde – die Hindernisse waren zu gross. Also beschlossen er und Anneke 1990, fünf Serien von Meisterkursen zu organisieren – auf ein Jahr verteilt, unter dem Titel *Silber in Bewegung*. Ihr Ziel war es, viel versprechende Entwerfer und Silberschmiede anzuregen und anzuleiten und auch moderne Silberarbeiten national und international zu fördern.

Bis Ende des Jahres schufen etwa vierzig Künstler aller Sparten Entwürfe für Silbergegenstände, die van Nouhuys und andere ausführten. Sie veranstalteten eine gemeinsame Ausstellung in einem Rotterdamer Museum, die eine Ausstellung im belgischen Gent zur Folge hatte. *Silber in Bewegung* brachte das zeitgenössische Silber ins Gespräch und half mit, es in die Arena der Künste zurückzuführen. Der Funke sprang auch auf andere Länder über, wo ähnliche Initiativen entstanden.

Ohne jegliche Absicht verhalf *Silber in Bewegung* sieben oder acht Silberschmieden zu ihrem Karrierestart. Die Organisation wurde letztes Jahr aufgelöst, aber zu ihrem Erbe gehören ein reizvolles Ausstellungszentrum und drei Ateliers in einem Jugendstil-Wasserturm, der über einem Stadtteil von Schoonhoven thront. Zwei der drei ansässigen modernen Silberschmiede bilden zur Zeit Lehrlinge aus, ebenso wie van Nouhuys selbst. Die Initiative des Paares hat also Wettbewerb geschaffen und gleichzeitig die Wertschätzung und Nachfrage für diese Kunstform gesteigert.

Im Weiteren hat sich van Nouhuys auf Einladung eines indischen Geschäftsmannes in Neu-Delhi aufgehalten, der ihn gebeten hatte, ein Silberschmiede-Atelier einzurichten, etwa zwanzig lokale Handwerker auszubilden und Entwürfe zu schaffen, die sie ausführen konnten. Diese Werke fanden in Indien raschen Absatz, sagt van Nouhuys.

Jeder Mensch ein Künstler

Manchmal arbeitet er nach einer Zeichnung. Ein andermal «lasse ich ihm

seinen Lauf». In der deutschen Zeitschrift *Schmuck* (Juni/Juli 1997) erklärt er: «Während dieser Arbeitsphase befinde ich mich in einem so intensiven Gespräch mit dem Material, dass es ein Eigenleben zu entwickeln scheint.» Er spricht vom inneren Antrieb, eine Idee sichtbar zu machen. Doch versucht er nicht bewusst, eine Botschaft auszudrücken – dies hiesse für ihn, die Echtheit zu verlieren. «Kunstgewerbe *ist* eine Botschaft», meint er. «Es ruft uns Gott als Schöpfer ins Gedächtnis. Ein Handwerker ist nicht bloss an einem Produktionsprozess wie z.B. dem Bau von Fernsehgeräten beteiligt. Er beginnt ganz von vorn und bleibt dran, bis das Werk fertig ist. Dies erinnert uns daran, wie in etwa die Erschaffung des Menschen vor sich gegangen sein könnte.»

Er ist überzeugt, dass das Handwerk allgemein der heutigen Gesellschaft, die alles nach Schnelligkeit, Tüchtigkeit und Ergebnissen misst, Wichtiges zu sagen hat. «Meine Arbeit als Silberschmied ist untüchtig. Wenn jemand einen meiner Gegenstände kauft, kauft er ein Stück Untüchtigkeit.» Orte wie sein Atelier, «Inseln inspirierter Anarchie in einem höchst geregelten Staat», seien notwendig als Wink dafür, dass es noch andere Werte gebe, meint er.

«Das Wesentliche an der Kunst», betont er, «ist nicht der Versuch, etwas Schönes zu schaffen, nicht einmal das Bestreben nach Echtheit, sondern zu sein, wer man ist, und zu tun, wozu man berufen ist. In diesem Sinn, denke ich, ist jeder Mensch berufen, ein Künstler zu sein. Zufällig ist die Silberschmiedekunst mein Ausdrucksmittel.»

Auf seiner Website (www.studio925.nl) schreibt van Nouhuys: «Wieso tue ich, was ich tue? Grundsätzlich mache ich, was mir gefällt, mit einer freudigen Haltung. Mit Liebe zur Form, Suche nach Schönheit und Überraschung, mit Abenteuerlust während des Entwerfens und Ausführens.» Diesen Mai feiern Jan und Anneke ihre Silberhochzeit – 25 Jahre, die tatsächlich von Abenteuerlust zeugen.

Ken Noble (in «For A Change»)

Dinosaurier – dreidimensional

«Liverpool ist eine Stadt mit echtem Gemeinsinn; hier zu wohnen ist spannend», sagt Jim Sharp. Er ist in Toxteth geboren und aufgewachsen, einem Stadtteil, der seither wegen seiner Unruhen eine traurige Berühmtheit erlangt hat. «Wir waren eine eng verbundene Familie – Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen wohnten im Haus hinter uns und Oma in der nächsten Strasse.»



Jim Sharp mit seinen 3D-Bildern.

Eines Tages, mit etwa zwölf Jahren, sah er auf dem Schulweg einen Schriftenmaler zuoberst auf einer Leiter bei der Arbeit. «Er malte von Hand ein wunderschönes Schild. Auf der Stelle beschloss ich, dies wolle ich nach meiner Schulzeit tun.» Er überredete seine Eltern, ihn die Kunstschule besuchen zu lassen, wo die Hälfte des Tages mit Kunststudium verbracht wurde. «Alle Studienabgänger wurden von der Werbebranche geschnappt», sagt er. Mit 16 begann er in einer Reklameagentur zu arbeiten, und schon nach fünf Jahren hatten er und sein Freund Stan McCaffrey ihr eigenes Werbeatelier eröffnet. «Mit 21 sah ich zu jung fürs Geschäftsleben aus, und so liess ich mir einen Bart wachsen», scherzt er.

«Schaffst du das?»

Als er in seinen frühen Dreissigern anlangte, war das Atelier ein Erfolg geworden und beschäftigte mehr und mehr Angestellte. Er und seine Frau Rita hatten ein nettes Haus in einer hübschen Vorstadt bezogen. «Ich dachte, das Leben sei grossartig, ich könne alles haben und dies würde immer so weitergehen.» Doch da war ein Problem. Immer öfter endete der Arbeitstag in der Kneipe «zu einem ent-

spannenden Drink – zumindest lautete so die Theorie. Die Wahrheit war, dass oft das Bier bis spät in die Nacht hinein floss.» Seine Gewohnheit wurde ernst und begann zu Hause Streit zu erregen.

In ihrer Frauengruppe hatte Rita Sharp zwei Kanadierinnen kennen gelernt. Bald waren sie oft bei Sharps zu Besuch und luden schliesslich Rita für ein Weekend nach London zum Besuch einer MRA-Bühnenshow ein. Spontan beschloss Sharp, er wolle mitfahren. «Keinen Alkohol und zwei Tage bestes Benehmen – schaffst du das?», stichelte Rita. «Das bewog mich erst recht zu gehen!», meint er.

Die Show und die zwei Tage hatten eine tiefe Wirkung, und ebenso ein kleines Buch, das er dort erhielt. «Es öffnete mir die Augen und liess mich meine Lebensweise überdenken», erinnert er sich. «Ich wurde herausgefordert, mir zu überlegen, was ich wirklich vom Leben wollte. Zu Hause stimmte es nicht, also beschloss ich, dass Veränderungen notwendig seien.»

Zusätzlich zu ihren eigenen zwei Kindern hatten die Sharps als Pflegeeltern für andere gesorgt – «45 innerhalb von zwölf Jahren, nicht alle aufs Mal!» – und er hat-

te dies «zu sehr» Rita überlassen. Er beschloss, sie mehr zu unterstützen und auch mit Trinken aufzuhören. Die grösste Schwierigkeit mit dieser Entscheidung war nicht das Aufhören, sondern die Bewältigung der Reaktionen seiner Freunde.

Erfindung über Erfindung

Allmählich ging es zu Hause besser. «Unsere Familie wuchs enger zusammen. Als jemand meine Frau fragte, ob ich mich verändert habe, meinte sie, es sei wie Tag und Nacht.»

Eines Abends kam ihm eine völlig neue Idee, wie Zeitungsfotos klarer reproduziert werden könnten. Bis in die frühen Morgenstunden sprach er mit Rita darüber und liess es anderntags im Patentbüro registrieren. Der Prozess, den er *Schafline High Definition* benannte, wurde von Werbeagenturen in ganz Grossbritannien übernommen. Eine besondere Firma wurde gebildet, und nach kurzer Zeit gab es Konzessionsfirmen in New York, Paris, Madrid, Sydney und weiteren Städten. Über 120 Arbeitsstellen wurden geschaffen.

Die neue Computertechnologie der frühen Neunzigerjahre machte den Prozess dann überflüssig. Doch Sharp hatte schon begonnen, ein neues Feld zu beschreiten: den dreidimensionalen Druck. Heute sind seine Techniken ebenfalls international gefragt. Sein «nadelscharfes 3D-Konversionssystem» wurde zum Beispiel angewendet von *Kelloggs Australien*, *Disney Paris*, dem Verlag *Ladybird Books*, *News International* und *BBC Worldwide* – zum Druck von 3D-Dinosauriern.

«Jim Sharp verkörpert ein Stück glühende Kohle jenes phantasievollen und unternehmerischen Geistes, der einst Liverpool so gross machte», schrieb ein Kolumnist der *Liverpool Daily Post*. Sharp selbst sagt: «Es ist erstaunlich, wie eine einfache Entscheidung das eigene Leben und das anderer verändern kann. Mich schaudert, wenn ich denke, was hätte geschehen können, wenn ich damals nicht nach London gegangen wäre. Vermutlich hätte ich weiter getrunken, bis ich Alkoholiker geworden wäre; Rita hätte mich wahrscheinlich verlassen; *Schafline* wäre nie erfunden worden und 150 Arbeitsplätze wären nie entstanden.»

Paul Williams

Von Australien ...

Vor einigen Wochen begrüßte Dr. Barney Pityana, Vorsitzender der südafrikanischen Menschenrechtskommission, eine Gruppe aus Australien. Er hatte gehört, letztes Jahr hätten beinahe eine Million Menschen an einem Versöhnungsmarsch von australischen Aborigines (Ureinwohnern) und Nicht-Aborigines teilgenommen. Ihn interessierte, wie dieser Massenaufmarsch zustande gekommen sei und wie sich diese Bewegung so schnell verbreitet habe. Weiter fragte er sich, ob in Südafrika etwas Entsprechendes ausgelöst werden könnte.

Johnny Huckle, ein in der australischen Musikszene bekannter Aborigine, antwortete ihm. Er war in einem Reservat ausserhalb einer kleinen Stadt aufgewachsen und hatte unter der Verachtung gelitten, mit der viele Weiße die Aborigines behandelten. Die Musik war für ihn nicht nur ein gutes Mittel gewesen, seiner Wut Ausdruck zu geben, sondern auch ein Werkzeug, um es den Weißen heimzuzahlen. Seine Bitterkeit und Hoffnungslosigkeit veranlassten ihn, immer mehr zu trinken, bis er Alkoholiker wurde. «Ich mochte den Menschen nicht, zu

dem ich geworden war, mit all der Wut im Bauch und der ganzen Unehrllichkeit. Vor drei Jahren hatte ich einen Traum, in dem mich meine Vorfahren aufforderten, mich von all dem abzuwenden, was mich gefangen hielt. Es war der Anfang einer Reise, die meine Sinne erfrischte und eine vollkommen neue Vitalität finden liess.»

Hunderttausende

Seine persönliche *Reise der Heilung* überschneit sich mit einer nationalen In-

itiative für Heilung der Beziehungen zwischen Aborigines und Nicht-Aborigines in Australien. Im Mai 1998 fanden sich Hunderttausende zum nationalen *Sorry Day* zusammen. Der Tag bot den weissen Australiern die Möglichkeit, sich bei den Aborigines für die beklagenswert irrigen politischen Massnahmen der Vergangenheit zu entschuldigen (vor allem Aborigines-Kinder, die zwecks «Umerziehung» ihren Familien entrissen wurden, die Red.). Die Aborigines antworteten auf die Initiative mit der Lancierung einer *Reise der Heilung* für alle, welche unter jenen Massnahmen gelitten hatten. Im Rahmen dieser «Reise» lancierten Huckle und seine Partnerin Helen Moran (siehe auch C.I. 5-7/2000) eine Gesangstournee durch sämtliche Staaten Australiens und sangen vor Zehntausenden, hauptsächlich auch in den von Aborigines bewohnten Ortschaften. Ihre Lieder sagten vor allem aus, dass niemand die Hoffnung zu verlieren brauche und dass jeder den nächsten Schritt der Heilung entdecken könne.

Die Ansicht der Initianten ist, dass Regierungsprogramme zwar in der Heilung der Vergangenheit eine unerlässliche Rolle spielen, dass aber die Bewohner eines Landes einen ebenso wichtigen Beitrag leisten können, indem sie sich über die Rassenschranken hinweg zusammenschließen, wo immer sie sind; indem sie aufeinander hören und gemeinsam erste Schritte tun.

Drei Schritte

Das Programm bietet drei Richtlinien für die Aktion an:

- das Anerkennen der Tatsachen, wie sie sich ereignet haben, anstatt weiter die oft einseitigen Versionen der Geschichtsbücher zu wiederholen,
- eine Verpflichtung, zur Wiedergutmachung der Schäden beizutragen und
- das gemeinsame Angehen der Probleme von Bürgern aller Rassen, oder wie Huckle und Morans Lied über die Reise der Heilung es sagt: «Um neu Vertrauen zu schöpfen, müssen wir uns gemeinsam als Freunde auf die Reise machen.»

Diese Reise ist eine von mehreren gemeinschaftsbildenden Initiativen, die heute den Australiern die Möglichkeit bieten, gerechte und von Respekt getragene Beziehungen zwischen den Rassen aufzubauen.



In einem Dorf südlich von Gweru (Simbabwe).

... nach Südafrika



Lieder der Hoffnung aus Australien.

Nach Südafrika exportiert

Die Nachricht davon hatte Südafrika erreicht, wo eine Anzahl Schwarzer und Weissler beschloss, eine Gruppe von Aborigines und weissen Australiern einzuladen, damit sie von ihrer Arbeit berichten konnten. Unsere Gruppe aus mehreren

Generationen Australiens verbrachte sechs Wochen in Simbabwe und Südafrika. Wir hatten auch eine Darbietung in Wort, Musik, Tanz und Sketches vorbereitet, welche in grossen Linien die *Reise der Heilung* umriss, untermauert von einigen persönlichen Erlebnissen der Heilung von Teilnehmenden. Das Programm erschien im

Fernsehen in Simbabwe; wir traten vor zahlreichem Publikum auf, darunter an die 10 000 Studenten. Zum Abschluss kamen jeweils die Menschen sofort auf uns zu, um über Konflikte und Spannungen zu reden, denen sie im Zusammenleben der verschiedenen Rassen in Südafrika begegneten. Ein Südafrikaner beschrieb es so: «Ich möchte Teil einer solchen Heilung hier in unserem Land sein. Ihr habt mir gezeigt, dass ich nicht auf die Behörden zu warten brauche. Ich kann selbst eine Initiative ergreifen, selbst etwas schaffen und es mit andern lancieren.»

Gemeinsam vor dem AIDS-Problem

Unsrerseits waren wir inspiriert von der Zusammenarbeit zwischen den Rassen, die wir vielerorts in Südafrika sahen. Bewegend zu sehen, wie sich Schwarz und Weiss gemeinsam um Aids-Kranke und deren Kinder kümmern.

Südafrika steht vor riesigen Problemen, und wer weiss, ob nicht auch dort schon bald durch die Initiative von Bürgern eine solche Bewegung ausgelöst werden kann, die neuen Respekt und gegenseitige Anerkennung zwischen den Rassen schaffen hilft.

John Bond

Kegema und Bakamoso

Wie unsere südafrikanischen Gastgeber berichteten, hat Präsident Mbeki den Kampf gegen die Armut zur Priorität in seiner Regierungspolitik erklärt. Bestimmt ist er sich auch bewusst, dass Armut nicht nur auf wirtschaftlicher Ebene bekämpft werden kann, so wichtig diese auch ist.

Die Tragödie der Aids-Seuche verdeutlicht dies. Sicher wird die Epidemie durch die Bekämpfung der Armut verlangsamt. Aber wirklich eingedämmt werden kann sie nur durch ein neues Verantwortungsbewusstsein in den sexuellen Beziehungen, die momentan ihre Ausbreitung ermöglichen. Leider porträtieren die Medienerzeugnisse aus

dem Westen, die sich über ganz Afrika ergossen, eben nicht diese verantwortliche Einstellung.

Unser Besuch in einer der zehn Auffangstationen für Aids-Kranke des Entwicklungsprogramms der anglikanischen Diözese von Pretoria gab uns viel zu denken. Im Heim für unheilbar Kranke in Kegema sind 11 Betten ständig für Sterbende reserviert, von denen die meisten zwischen 20 und 30 Jahre alt sind. Im Kontakt mit den Sterbenden und ihren Angehörigen erkannten die Sozialarbeiter und das Pflegepersonal den wachsenden Bedarf an Begleitung und Pflege für die Waisen der Umgebung. Vor einigen Monaten wurde ein Tagesheim für Kinder unter 5 Jahren eröffnet. Vor einem Jahr hatte man in der näheren Umgebung 16 Kinder ausgemacht, welche Beaufsichtigung und Verpflegung

durch solche Stelle benötigten. Dieses Jahr sind es 200. Die Kinder werden täglich per Bus abgeholt, erhalten drei Mahlzeiten im Tag und Hilfe bei den Schulaufgaben, lernen singen und spielen und basteln Rahmen für die Fotos ihrer an Aids gestorbenen Eltern und werden einer regelmässigen medizinischen Kontrolle unterzogen.

Unser nächster Besuch war in Bakamoso (Ort der Zukunft). Das für gefährdete Jugendliche ausgearbeitete Projekt verhilft diesen mit Beschäftigungstherapie und Eignungsförderung, handwerklichen Workshops usw. zu persönlicher Entfaltung und Verantwortungsbewusstsein. Das Projekt entstand als Alternativangebot angesichts der zunehmenden Jugendgewalt in der Umgebung.

J. B.

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso				
Abgereist Parti Partito	Adresse ungenügend insuffisante Indirizzo in- sufficiente	Unbekannt Inconnu Sconosciuto	Annahme verweigert Refusé Respinto	Gestorben Décédé Decesso

Logik der Gewalt überwinden

10. Februar 2000

Zehn Jahre nach Beendigung des Bürgerkriegs in Libanon, in dessen Verlauf sich eine «Orgie der Gewalt» zwischen den verfeindeten Milizen der Drusen, Christen und Muslimen entfesselt hatte, veröffentlichte die grösste arabische Tageszeitung in Libanon, *An Nahar*, einen Leserbrief, unterzeichnet von Assaad Schaftari, ehemals zweithöchster Anführer der christlichen Milizen *Forces Libanaises*. Den Anstoss dazu hatte ihm das Fernsehinterview eines Mitglieds der *Forces Libanaises* gegeben.

Zwei Wochen später griff ein Korrespondent des *Boston Globe* den Inhalt des Briefes in einem Artikel auf, um die Leser über das Klima aufzuklären, in dem der Schreibende lebt – so zum Beispiel das Amnestiegesetz von 1991 und auch das Schicksal von 17 000 Verschollenen und ihrer Familien, für die der Krieg noch nicht zu Ende ist.

28. April 2001

Ein Leserbrief von Faisal Dschallul, eines in Paris lebenden libanesischen Autors, erscheint in derselben Zeitung. Hier einige Auszüge:

«Herr Assaad Schaftari, ein ehemaliger Führer der Christlichen Milizen, schrieb am 10. Februar 2000 jenen berühmten offenen Brief, in dem er sich für seine Beteiligung am Krieg entschuldigt.

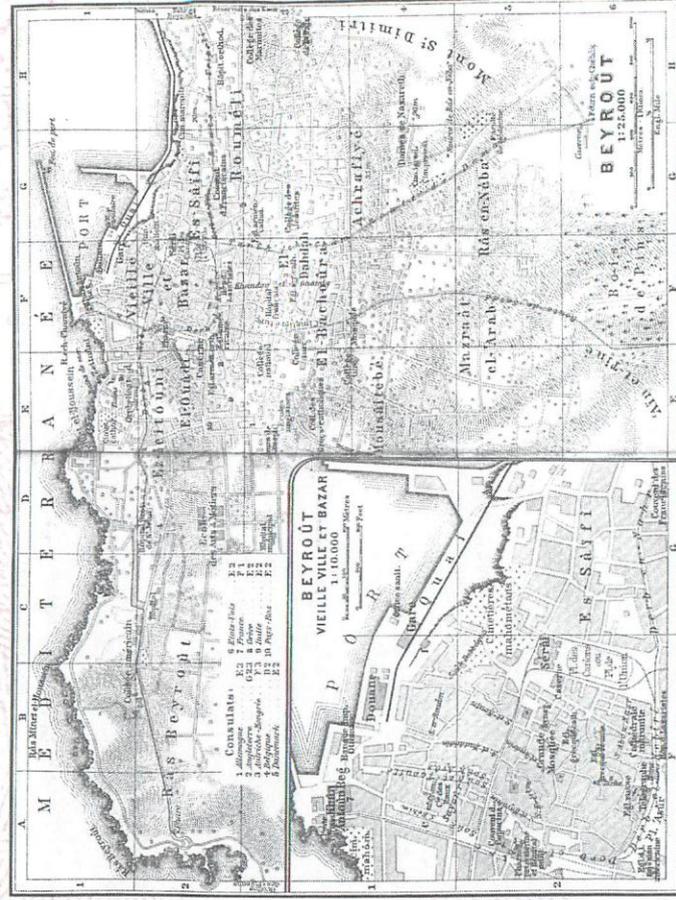
Zehn Jahre hatte er gezögert, bevor er sich zu diesem Schritt entschloss, weil er fürchtete, man würde ihn für naiv oder einfältig halten. [...] Schaftari hat Recht, wenn es ihn heute bedrückt, dass keiner der Kriegsherren, egal welcher Fraktion oder Volksgruppe, sich je für seine Taten entschuldigt hat. [...]

Ebenfalls darf er sich aufrichtig als einziger Militärführer des 19. und 20. Jahrhunderts betrachten, der den Mut hatte, den Libanesen zu sagen: «Indem ich der Kriegskultur angehörte, hatte ich Unrecht, und ich habe gehofft, mein Ruf werde als Ausweg aus der Krise Libanons verstanden: die Sinne würden vom Hass und dem Leiden der Vergangenheit gereinigt und die Menschen würden mit sich versöhnt, bevor sie sich mit andern versöhnen.» [...]

Ich kenne Schaftari nicht und weiss auch über seine Rolle im Krieg nicht Bescheid. Aber seinen offenen Brief habe ich, seit er erschienen ist, immer bei mir und lese ihn immer wieder. Ich habe auch versucht, seinen Einfluss zu ermitteln und die Reaktionen darauf zu erfahren, weil dies die erste Initiative ihrer Art ist. [...]

Demn wenn wir die Hände von unseren Kriegen reinwaschen, wenn wir die Verantwortung dafür ablehnen und sie andern zuschieben oder andere anschuldigen, dann bahnen wir neuen Kriegen den Weg.»

Fax/RS



Stadtplan von Beirut aus dem Jahr 1912.